

Ein Interview mit Marie Malcovati zu ihrem Debütroman:

Der Titel deutet es schon an: Dieses ist ein Buch über Erwartungen. Erwartungen an andere, Erwartungen an das Leben. Und es ist ein Buch über Dinge, die die Figuren beinahe getan hätten – und dann eben doch nicht. Oder?

Die Entstehungsgeschichte ist vielleicht etwas komisch, denn bevor ich angefangen habe, die Figuren und den Plot zu entwerfen, hatte ich den Titel. Die drei Figuren haben ja gemeinsam, dass sie – wenn auch auf unterschiedlichen Ebenen – etwas (oder auch mehrere Dinge) beinahe getan hätten, aber eben dann doch nicht.

Daraus entsteht so eine Art Schwebezustand, der sie von der Welt isoliert. Dieses Zögern, diese Passivität und Unschlüssigkeit ist etwas, aus dem sich Lucy und Simon am Schluss befreien können, aber für Marotti ist es zu spät. Er unterliegt wohl am meisten der Illusion, Kontrolle zu besitzen, aber in Wirklichkeit handelt er nicht einmal dann, wenn er tatsächlich etwas tun könnte.

Es geht auch um Erwartungen. Man glaubt, man hätte alles gegeben und dann merkt man: Es hat nicht gereicht.

Wie bist du auf die Idee für dieses Buch gekommen? Gibt es Vorbilder für die Figuren?

Ich wünschte, ich wüsste das so genau – wo Ideen herkommen. Dann wären sie vielleicht leichter abrufbar. Natürlich sind die meisten Figuren aus Eigenschaften zusammengesetzt, die ich an jemandem beobachtet habe. Aber eins zu eins übernommen habe ich nichts.

Auf Simon bin ich gekommen, während ich im Thalys nach Paris saß. Ein ziemlich angetrunkenen Mann, als Clown verkleidet wegen des Karnevals, wollte eigentlich nur von Köln nach Aachen, ist aber eingeschlafen und erst in Brüssel wieder aufgewacht, wo man ihn, mangels Fahrkarte und Geld, aus dem Zug warf. In Brüssel stand er dann einsam und kostümiert am Bahnhof.

Das Buch ist ja dein erster Roman – was ist für dich hier anders als die Hörspiele und Geschichten, die du bisher veröffentlicht hast?

Es gibt weniger Vorgaben, was ich ehrlich gesagt anfangs schwierig fand. Deshalb habe ich mich auf einen



Ort beschränkt, um nicht in lauter Möglichkeiten zu versinken.

Du hast ja Drehbuch studiert, und dein Roman ist auch sehr filmisch aufgebaut. Die Erwartungen und Annahmen der Leser müssen immer wieder revidiert werden: Man glaubt, gleich zu wissen, was das für Typen sind, und dann schält sich doch nach und nach ihre Geschichte heraus. Wo liegen für dich die Parallelen und Unterschiede zwischen dem Verfassen von Drehbüchern und dem Schreiben eines Romans?

»Nach allem, was ich beinahe für dich getan hätte«



Ein Drehbuch ist eine Art Gebrauchsanweisung für etwas, das ständig und von fast jedem verändert werden kann. Für meinen Geschmack nehmen in Deutschland etwas zu viele Leute am Entwicklungsprozess teil. Aber ich liebe Filme und die Geschwindigkeit, mit der man durch sie erzählen kann, ohne dass man alles aussprechen muss.

Viele aktuelle Themen werden im Buch angesprochen: Der Sicherheitswahn, mit dem der ganze Bahnhof observiert wird, die Vorstellung, dass Marotti an seinen Bildschirmen nicht nur kontrollieren, sondern fernsteuern kann. Überwachung,



© Christian Tridolf

Manipulation, Kontrolle sind vielleicht sogar eine Art Klammer der drei Geschichten. Und es geht um die Angst vor terroristischen Anschlägen. Und sogar um Flüchtlinge, die übers Mittelmeer kommen. Ist das der moderne, aktuelle, realistische Hintergrund?

Als ich das Buch geschrieben habe, waren Flüchtlinge so eine Art Randnotiz in den deutschen Medien. Etwas, das man vor den Bundesligaergebnissen mal kurz erwähnt hat. Ich weiß nicht, ob Romane unbedingt dafür geeignet sind, auf aktuelle Themen zu reagieren. Das können Zeitungen besser. Deshalb würde ich mich beim Schreiben nie fragen: Was passiert gerade? Sondern eher: Was an dem, das momentan in der Welt geschieht, ist eigentlich gar nicht neu, sondern schon immer so? Von außen können Themen sehr »modern« wirken, besonders wenn viel Technik mit im Spiel ist. Aber wenn man näher hinsieht und merkt, was dahintersteckt, dann kann man eigentlich nur zu dem Schluss kommen, dass der Mensch sich trotz all der neuen Möglichkeiten lange nicht so weit entwickelt hat, wie er vielleicht glaubt. Die Angst vor dem Fremden, der Wunsch nach absoluter Kontrolle, die Neigung dazu, Probleme erst dann als solche zu betrachten, wenn sie einen unmittelbar betreffen – all das ist nichts Neues.

Dein Roman ist bei all diesen Themen ein sehr leichtes, schwebendes Buch. Kühl wie seine Figuren, aber dabei auch sehr komisch. Wie schafft man das in einem Debütroman? Hattest du literarische Inspirationen?

Das Komische ist etwas, woran sich manche stören, weil es die Figuren auf Abstand hält. Aber für mich ist es die einzige Möglichkeit, einen Freiraum zu haben, der das Nachdenken über eine Situation erlaubt. Ich kenne kein besseres Mittel, um nicht völlig platt gewalzt zu werden von irgendwelchen Gefühlen und Ängsten. Deshalb finde ich: Je schwerer etwas ist, desto leichter muss man es erzählen.

Das Interview führte Katharina Picandet im November 2015